Die ewige Jagd.

Roman von Adolph Schaffmeyer.

(18. Fortsetzung.)

„Versuchen Sie einmal das Ding", rief er aus, „vielleicht ist ein Irrtum begangen, der Kasten da auf dem Boden ist der Bruder von diesem hier."

„Guter Gott", war alles, was der Greis hervorzubringen vermochte. Seine Hände zitterten so heftig, daß Shirley ihm die Schlüssel abnahm, mit seinen kräftigen Armen den Kasten auf den Tisch hob, aufschob und den Deckel zurückwarf.

„Da — — —" Des Alten Stimme überschlug sich und klang wie ein Aufschluchzen.

Mit bebenden Händen riß er das große Paket heraus und drückte es an die Brust, während ein unartikulierter Laut, in dem sich alles von überströmender Dankbarkeit ergoß, aus tiefstem Inneren hervorquoll.

„Gefunden — — —! Sie haben sie gefunden! Shirley, ich danke Ihnen".

Ihm die Hände schüttelnd, lief er freudestrahlend aus dem Gewölbe, quer durch das Zimmer auf den Colonel zu, der voll nervöser Unruhe an seinem Pult Platz genommen hatte.

„Hier sind die Bonds, Colonel! Ich wußte ja, daß einzig ein Irrtum vorliegen konnte. Ich hatte die Blechkästen vertauscht. Mr. Shirley war der glückliche Finder".

Als Jameson das Bündel entgegennahm, erhellten sich seine Mienen, und er nickte nach Shirley hin, als dieser jetzt aus dem Gewölbe trat.

„Gut gemacht, Shirley", rief er ihm zu. „Es freut mich, daß sie gefunden sind." Und nach einer kurzen Pause mit gerunzelter Stirn: „Aber solche Fehler sollten in unserer Bank nicht gemacht werden".

Während der ersten erregenden Augenblicke hatte auch Jameson an die Möglichkeit eines Diebstahls gedacht — denn in dieser Stadt war eben alles möglich. Bei ruhigerer Ueberlegung hatte er indessen den Gedanken verworfen. Jetzt, da er seine Ruhe vollends wiedergewonnen, blieb als Bodensatz des Ganzen nur die Ueberzeugung zurück: Smith ist nicht mehr leistungsfähig.

Der Colonel hatte während dem eins der Dokumente entfaltet und überflog es mit raschem Blick. — Diese Bonds gehörten zu den festen Beständen der Bank und bildeten einen Teil ihres Reservekapitals. Sie waren auf seinen Namen eingetragen — — — das war's, wovon er sich noch einmal durch den Augenschein überzeugen wollte.

Während Smith und Shirley ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten, und in den beiden Räumen tiefe Stille herrschte, saß Jameson mit gefurchter Stirn in grübelndes Sinnen verloren. Niemand ahnte, welche aufwühlenden Gedanken und Pläne und Anschläge seinen ewig ruhelosen Geist durchstürmten, niemand durfte es ahnen.

In aller Stille und Heimlichkeit waren die ersten Schritte für das große und gefahrvolle Börsenmanöver unternommen worden. Gleich nach der Beratung zwischen ihm, Dobbs und Hubbard, als dieser für den Plan gewonnen war, hatte Makler Dobbs die Reise nach dem Süden angetreten, nach New Orleans und den Baumwolldistrikten, der Welt gegenüber aus Gesundheitsrücksichten, in Wirklichkeit, um das Terrain zu sondieren und die Mitwirkung südlicher Kapitalisten für den großen Coup zu gewinnen.

Jameson, der selbst viele Verbindungen nach dem Süden besaß, hatte ihn mit Empfehlungen ausgerüstet und seinen großen Einfluß aufgeboten, ihm alle Wege zu ebnen.

Von den ersten Briefen, die, von Dobbs eigenhändig geschrieben, den Colonel erreichten, lautete einer immer günstiger als der andere. Auch hier sah Jameson, der das Feld sehr genau kannte, daß ein waghalsiger Optimismus Dobbs die Feder geleitet hatte. Allein das war gut: wer eine gewaltige Börsenspekulation durchführen will, braucht allen Optimismus und muß Vertrauen zu sich und seiner Sache haben. Der Colonel war immer der Ueberzeugung gewesen, daß an der Börse nur der die großen Siege erringt, der den Sieg schon vorher im eigenen Blute spürt.

Freilich, das war die zweite Notwendigkeit: daß hinter dem Draufgänger, der die Massen mit sich riß, die klare, kalte Berechnung stand, der Mann, der mit weitem Blick begabt und voll Besonnenheit die Gefahren voraussieht und ihnen zu begegnen weiß. Das war die Rolle, die Colonel Jameson sich selbst reserviert hatte, wie denn die Idee des gewaltigen Baumwoll-Corners in seinem Geist ihren Ursprung gehabt.

Die Bank of Virginia sollte eines der Institute sein, durch die die Gelder des großen Börsenmanövers, bei dem Millionen auf dem Spiele standen, fließen sollten — daß der leitende Geist des Ganzen, der Kapitän, aber zugleich Präsident der Bank war, das mußte strengstes Geheimnis bis die Oeffentlichkeit bleiben. Auch für die Direktoren der Bank und für den Vize-Präsidenten Osborne. Für diesen besonders, der in seiner kleinherzigen Bedächtigkeit allen großen Projekten stets den erbittertsten Widerstand entgegensetzte. Deshalb war auch die Grippe, deren Nachwehen Osborne auf Wochen nach Florida verbannt hatte, dem Colonel sehr willkommen gewesen. Nun hatte er keinen Spion, der seine Pläne durchkreuzte und die Direktoren der Bank gegen ihn aufbrachte. In dem abergläubischen Gefühl, das allen Spielern eigen, sah Jameson auch hierin einen glücklichen Fingerzeig des Schicksals, das seine Wege ebnete, um ihn zum Erfolg zu führen.

Auch in Beziehung auf Jim Hubbard war solch eine ganz unerwartete Glückswendung eingetreten. Der Colonel lächelte vergnügt, wenn er daran dachte — — — Anfangs schien Hubbard nur mit halbem Herzen, widerstrebend bei dem geplanten Coup zu sein. Er erinnerte sich, daß Hubbard am ersten Abend der Beratung Einwendungen erhoben und ohne jede Begeisterung für die Sache gewesen war. Hubbard hatte es ja selbst auch später zugegeben — die Geschichte war ihm zu fremd gewesen. Daß er mithelfen sollte, den Baumwollmarkt in die Enge zu treiben, ohne jemals auch nur einen Baumwollballen mit Augen gesehen zu haben, das war ihm denn doch gegen den Strich gegangen. Als ein wahnwitziges Unterfangen war ihm das vorgekommen — — freilich, die gigantischen Summen, die da genannt wurden, hatten ihn gereizt, und der Colonel hatte das alles dargestellt, als ob es etwas ganz Gewöhnliches, Alltägliches sei.

Und dann eben war das andere dazugekommen, das anfangs keine Seele ahnte — das Locken zweier dunkler Augen, das Sirenenlächeln, das viel mächtiger gewesen war als alle Lockungen des Börsenspiels.

Später erst hatte Colonel Jameson das entdeckt, als er einen Blick auffing, den Hubbard unbedacht Cynthia nachsandte. Er hatte sich an die Stirn gefaßt, ob er träume — Aber er träumte keineswegs — — Jameson hatte sich damals vergnügt die Hände gerieben, denn diese kleine und so unerwartete Entdeckung, später durch einige weitere Offenbarungen eines wildwestlich naiven Gemüts über allen Zweifel erhoben, hatte dem Colonel die letzten Befürchtungen über Hubbards Haltung genommen.

Nach Cynthias Empfindungen erkundigte er sich gar nicht erst — sie hatte ihm einen außerordentlichen Dienst erwiesen und seinen Wunsch, Hubbard an das Haus zu fesseln, in einer alle kühnsten Erwartungen übertreffenden Weise erfüllt.

Hubbard war vollständig gewonnen — daran war nicht zu rütteln. Und Dobbs schickte andauernd günstige Nachrichten; auch der Brief, der jetzt vor dem Colonel lag, meldete neue und wichtige Entscheidungen. Jameson ergriff die Feder und begann zu rechnen. — Plötzlich ertönte das Telephon: „Colonel, ich bin soeben eingezogen und ungeheuer glücklich — —" Die kleine Hexe, die Ordre erhalten hat, ihn nicht mit ihren kleinen Affären während der Bankstunden zu tribulieren — na, diesmal mag's hingehen. „Sehr schön, es freut mich — und auf heute abend — Schluß —"

Rasch sah Jameson seine Briefe durch, rief die Stenographin, diktierte ein Dutzend Briefe, und nachdem er sich eine neue Zigarre angebrannt, warf er sich in seinen Stuhl zurück und drückte auf den elektrischen Knopf an seinem Pult.

„Bitten Sie mir Mr. Smith und Mr. Shirley hierher," befahl er dem auf der Schwelle erscheinenden Bureaujungen.

Die beiden erhoben sich sofort und traten an das Pult des Präsidenten.

„Mr. Smith," begann Jameson, der stets ein Mann rascher Entschließungen gewesen war, „ich habe mir die Sache überlegt. — Was ich Ihnen jetzt sagen werde, darf nicht als Zeichen mangelnden Vertrauens von Ihrer Seite aufgefaßt werden. Sie haben der Bank viele Jahre treu gedient, und ich kenne niemanden, der mehr des Vertrauens würdig wäre, als Sie."

Der alte Kassierer, der sich auf ein Zeichen Jamesons auf den zur Seite des großen Schreibtisches stehenden Stuhl niedergelassen hatte, begann, sich unruhig hin und her zu bewegen — die lange Vorrede bedeutete nichts Gutes.

„Ich habe stets versucht, meine Pflicht zu tun — — —"

Eine zustimmende Handbewegung. „Aber Sie sind nicht mehr so jung wie vor zwanzig Jahren — ich möchte Sie ein wenig entlasten, Sie bedürfen der Schonung. Und überdies besitzen wir in der Person von Mr. Shirley einen jungen Mann mit breiten Schultern, der besser befähigt ist, Lasten zu tragen. Wir werden also Mr. Shirley die Aufsicht über die Wertpapiere der Bank geben — ihn zum Herrn des Gewölbes machen". Ein kaum sichtbares Lächeln begleitete die letzte Wendung.

Die Lippen des Alten bewegten sich, und er schien einen Protest, eine Entschuldigung seines vorhin begangenen Fehlers äußern zu wollen, aber die Entscheidung war so rasch gefallen, daß es ihm unmöglich war, gute Gründe für sich selbst ins Feld zu führen.

„Ich hoffe, Colonel — —" begann er langsam.

„Ich glaube zu wissen, was Sie sagen wollen," entschied der andere kurzerhand. „Nehmen Sie dies einfach als Entlastung von Ihren Arbeiten — als einen Wechsel, keine Degradierung."

Auch Shirley, überrumpelt, war im ersten Augenblick unfähig, das rechte Wort zu finden. Er wußte sofort, daß dieser Wechsel für ihn ein großes Avancement bedeutete, doch blieb seine Freude durch den Gedanken an den alten Kassierer getrübt, der vom Tage seines Eintritts in die Bank ihm ein lieber Freund und väterlicher Berater gewesen war, dem er manche gute Ermahnung und Lehre verdankte. Und er sah weiter: das war der Anfang vom Ende des Alten, es war nur noch eine Frage der Zeit. Alles Eisen, das man in die Ecke warf. Wer nicht mehr mit kann, den läßt man erbarmungslos am Wege liegen.

„Ich danke Ihnen, Colonel — —" Zögernd fielen die Worte von den Lippen, zugleich mit einem bedauernden Blick auf Smith, aber dieser erhob sich jetzt mit einem guten, wenn auch wehmutsvollen Lächeln um die Mundwinkel.

„Ich freue mich, Mr. Shirley, daß der Colonel Sie auserkoren hat," — er drückte dem Jüngeren die Hand. „Er hat ja auch recht: man ist nicht mehr so jung wie vor zwanzig Jahren — — — Dies ist alles, was Sie zu sagen haben, Colonel?"

Ein stummes Nicken des Chefs — und der Alte schritt mit gebeugten Schultern aus dem Zimmer. Auch er hatte begriffen: seine Zeit war um.

Ehe sich dieses Drama in der Bank abspielte, hatte sich Shirley mit der Anwaltsfirma Kirby & Brown telephonisch in Verbindung gesetzt, um den Versuch zu machen, Viola Atherton die frei gewordene Stellung zu sichern. Ohne Schwierigkeit ging der Versuch nun freilich nicht ab, da Anwalt Brown anfangs darauf bestand, nur eine Stenographistin zu engagieren, die schon Erfahrung in Geschäften besaß. Da indessen Shirleys Empfehlung sehr dringend, und sein Ersuchen, es mit dem jungen und strebsamen Mädchen zu versuchen, so inständig war, so ließ der gutmütige Anwalt sich breitschlagen, Viola auf zwölfeinhalb Uhr mittags herzubestellen.

Eine angenehme Nachricht für Shirley, denn selbst wenn sich beim Probeversuch herausstellte, daß Viola ihren vielfachen Pflichten noch nicht gewachsen war, so hatte man doch den Anfang gemacht. Und dies war bei der scharfen Opposition der Mutter, die am liebsten noch jetzt ihr Veto eingelegt und sich aus der ganzen Sache herausgewunden hätte, doch schon ein großer Gewinn. Es ist ja immer der erste Schritt, der Ueberwindung kostet.

Freilich, Viola hatte mit einer Festigkeit, die Shirley bei diesem liebenswürdigen Mädchen in Erstaunen setzte, auf ihrer Absicht bestanden und ihm noch beim Frühstück leise die Bitte wiederholt, den Versuch zu machen. „Ist das Eis erst einmal gebrochen, so gibt Mutter nach," hatte sie ihm zugeflüstert, und herzlich war ihre Freude gewesen, als Shirley ihr melden konnte, daß sie im Anwaltsbureau erwartet würde.

Bald nach der Mittagsstunde war Shirley aufgebrochen, hatte rasch im Restaurant einen frugalen Imbiß hinuntergewürgt und stand jetzt, kurz vor der festgesetzten Zeit, vor der alten Trinity-Kirche, um Viola zu erwarten.

Mit erfreulicher Pünktlichkeit sah er sie aus dem elektrischen Wagen steigen. In einem dunkelblauen schlichten Tailormade mit schwarzem Pelzkragen und Muff, die Wangen von der Erregung der Stunde offenbar mit einem leichten Rot überzogen und mit hellen glänzenden Augen, so trat sie auf ihn zu. Eine gewisse Vornehmheit in ihrer Haltung war unverkennbar, und über der ganzen Erscheinung schien der Reiz eines reinen, unverdorbenen Gemüts zu liegen. Shirley hatte sie immer nur in der Karawanserei gesehen, neben der Mutter — eine sehr besorgte und zärtliche Tochter, immer bemüht um das Wohl der Aelteren, immer sich selbst im Hintergrund haltend, ein vollkommen selbstloses Mädchen, das man hochschätzt, verehrt — und ein wenig bedauert.

(Fortsetzung folgt).

— Selbstbewußt. Herr: „Offen gesprochen, liebes Fräulein, ich liebe Sie, wie man so sagt, zum Fressen."

Fräulein: „Da haben Sie gar keinen so schlechten Geschmack."

Lebertran ist für Mücken, Schnaken und Zecken giftig.

Der Einsiedler am Nil.

Von Ludwig Eberhard.

Nicht weit von der Stelle, wo der Mahdi Moammed Achmed — den Allah verfluchen möge! — die seltsame Laufbahn seines blutigen Trauerspieles begonnen hat, liegt eine kleine Insel nahe am Ufer des Nil, ziemlich hoch, trocken, fieberfrei und von der Plage der Moskitos durch den ständigen Zugwind geschützt. Vor mehreren Jahrzehnten hauste dort ein einsamer Weißer. Nach allem, was man von ihm in Erfahrung bringen konnte, ein seltsamer, verschlossener Mensch, unzugänglich und düsteren Sinnes, aber nicht bösartig.

Von seiner Behausung ist nicht die Spur mehr zu finden. Die tropische Vegetation und wenige Regenzeiten haben genügt, um der Natur das wiederzugeben, was ihr Eigentum war. Einige merkwürdige regelmäßige Erhöhungen im Boden, das ist alles. Aber das Andenken des Mannes, der da gehaust hat, lebt fort unter den auf niedriger Stufe stehenden Dinkastämmen, die in der Nähe wohnen, von Geschlecht zu Geschlecht, ins Fabelhafte vergrößert, und die Sagen, die an seine Person geknüpft sind, wandern den Strom hinauf und hinab und seitwärts bis weit nach Abessinien und in die große Wüste hinein, verbreitet und ausgeschmückt durch die kindliche Phantasie der Menschen, denen er ein Wohltäter war, ein Beschützer, ein Schiedsrichter oder auch nur ein Zauberer. Ein Heros ist er schon, und wäre der Islam nicht so mächtig, so würde er in kurzer Zeit ein Gott sein, denn seine Wunder sind verbürgt, und Enthüllungen durch eine kritische Forschung sind nicht zu befürchten.

Wie er eigentlich hieß, konnte ich nicht mit Sicherheit erfahren. Wahrscheinlich war er ein Deutscher, und seinen Namen haben die Eingeborenen in Simba und also Löwe — verändert, vermutlich, weil der Name so ähnlich geklungen hat.

In Chartum hockte vor dem Hotel ein alter Trunkenbold von Neger, der zur Zeit des Mahdi dorthin gekommen war. Ein Verwandter von ihm war angeblich Diener bei „dem großen Herrn Simba" gewesen.

Zu erfahren war wenig von ihm. Immerhin steht so viel fest, daß Simba sein kurzes Leben in den Tropen zubrachte in einer nervösen Tätigkeit, die mit Anfällen von dumpfer, brütender Versunkenheit wechselten, bis die Sorge um Nahrung und Sicherheit oder der Drang nach menschlichem Wirken wieder neue Taten verlangte. Gegen Ende seines Lebens soll er gar nichts mehr gesprochen haben. Und als er schließlich durch Selbstmord endigte, richtete er es so ein, daß seine Leiche von den gelben Fluten des ewigen Stromes verschlungen wurde, um nie mehr zum Vorschein zu kommen. Er muß als Mann von vielleicht vierzig Jahren ins Land gekommen sein. — — „Seine Augen waren grün, auf dem Kopf hatte er keine Haare, aber er trug einen langen braunen Bart. Selbstverständlich war er ein Riese, fast doppelt so groß als wir, unsere Väter und Brüder. Er war so weise, daß er alle Gedanken wußte; jede Krankheit verstand er zu heilen. Es gab kein Wild, daß er nicht erlegt hätte. Er verstand Regen herbeizurufen und Ueberschwemmungen zu verursachen. — Allahu akbar, es ist die Wahrheit, die ich rede, o Herr! Wirst du mir ein Bakschisch geben?" —

Es dauerte lange, bis ich an die Insel kam, über die seltsame Nebelschwaden zogen, flüchtig und vergänglich, wie der Rauch von seinem Feuerherd.

Ich blieb längere Zeit in der Gegend, um einen Elefanten zu schießen, der regelmäßig jede vierte Nacht aus der Steppe an den Nil zu Tränke kam. Auch sonst war das Wild zahlreich. Wasserböcke, Pferdeantilopen, Kuhantilopen, hier und da ein Büffel — auch das Tierleben zog sich nach dem Nil, wie das der menschlichen Bevölkerung. Leider hielt der Elefant keinen bestimmten Wechsel ein. Er kam und ging zwar regelmäßig, aber nie an die Stelle, wo ich ihn erwartete, und seine Verfolgung in der wasserlosen Steppe über einen Tagemarsch hinaus war aussichtslos.

Es ist nicht so leicht, das klügste der Tiere zu überlisten, und wenn der Europäer Zähne heimbringt, verdankt er sie nie sich selbst, sondern entweder seinem guten Führer oder dem Zufall. Denn Verstand und Gaben des Europäers sind in der Wildnis gering im Vergleich zu denen des Elefanten, der die Steppenerfahrungen ungezählter Generationen in seinem Rüssel trägt. Trotz aller Mühen konnte ich von dem Tierriesen nichts erblicken als die mächtigen Teller, die seine Füße jede vierte Nacht in den Sand traten, als einziges Zeichen, daß der Nil notwendig war, damit ein gewaltiges unsichtbares Geschöpf seinen Durst stillen konnte.

Schließlich befaßte ich mich wieder mit dem Herrn Simba, der auch dagewesen sein mußte und ebenso geheimnisvoll verschwunden war.

Das Gesindel der Dinkaneger wußte nicht viel von ihm als einige Lieder, nicht ohne Poesie, worin gesagt war, daß Herr Simba ihre Hütten beschützt hätte vor dem „Herrn mit dem dicken Kopf", der auch Simba heißt. Wer aber wird unsere Kinder beschützen, seit Simba gegangen ist? —

Man wußte kaum noch, daß auf der Insel seine Wohnung gestanden hatte, denn der Schwarze hat das Gedächtnis eines Kindes. Nur ein alter Mann mit dicken Gichtknoten an den Händen erzählte, daß Herr Simba zugleich an mehreren Orten gewohnt hätte, und zwar so, daß man ihn abends nach Einbruch der Dunkelheit auf der Insel am Feuer sehen konnte, gleichzeitig aber auch drei Meilen vom Wasser entfernt, da, wo die Sandsteinfelsen einen steilen Abfall bildeten. Herr Simba konnte sich also abends vervielfältigen, was freilich bei seinen sonstigen Zauberkünsten nichts Besonders war.

Immerhin wurde meine Neugier erregt. Ich ließ mir den Platz am Berge beschreiben und fand nach langem Suchen durch einen glücklichen Zufall eine Felsenhöhle, tief in den weichen Sandstein getrieben, wie sie von den alten Aegyptern oder den koptischen Mönchen weit im Norden, „zwischen Memphis und Meroe", benützt worden waren, um Gebeine der Toten oder versonnene Gedanken zu verbergen. Herrn Simba hatte die Höhle aber wegen ihrer absoluten Trockenheit als Vorratstraum gedient. Der Staub, der in Aegypten Götter und Menschen durch Jahrtausende vor der Verwesung geschützt hat, hatte auch hier seine Pflicht getan, und alles war wohl erhalten. Eine große Kiste mit Patronen fand sich vor, dazu Werkzeuge, Kochgeräte und in einer Blechschachtel Bruchstücke aus einer Art von Tagebuch, das der Einsiedler geführt hatte.

Ein richtiges Tagebuch war es freilich nicht, wohl aber eine Reihe von Aufzeichnungen über Ereignisse aus dem täglichen Leben, ungeordnet und ohne Datum, denn wozu sollte der, dem die Zeit nur noch den Wechsel von Tag und Nacht und Witterungsperioden bedeutete, sein Leben so einteilen, wie es in Europa üblich ist! Und was ich bis dahin schon geahnt hatte, bestätigte sich. Herr Simba, der Gott der Negerstämme, der mächtige Riese und Zauberer wäre in seiner Heimat vermutlich auf Lebenszeit in einer Anstalt untergebracht worden, denn er war vollkommen geisteskrank, besessen von einem Dämon, wie er die Menschen heimsucht und je nach Gefallen den weisen Sokrates vor falschen Schritten warnte oder den Herrn Simba in die Einöde trieb, um sich mit ihm zu unterhalten und ihm die Feder zu führen und ihn schließlich, als die Zeit gekommen war, zu ersäufen.

Vielleicht hatte Simba frühere Aufzeichnungen vernichtet, denn die, die ich fand, zeigten schon durchweg einen hohen Grad von Wahnsinn, der ihn umfangen hatte wie der samtene Mantel einer Tropennacht, aus der seltsame Blitze eines logischen Gedankengangs hin und wieder leuchteten wie die Goldkäfer aus den Zweigen des Mangobaums.

Einsam war Simba wie ein Adept in der Wüste, aber was wissen wir von seiner Einsamkeit! In Wirklichkeit hatte er so viel Gesellschaft, als er haben wollte! Denn alles lebte um ihn her, die Tiere, die er hochschätzte, und die Menschen, die er sehr gering schätzte, die Bäume, das Land, der Strom, den er als einzige Macht ansah, mit der man rechnen mußte, denn seine Feindschaft war furchtbar, die Sonne, die Sterne, die ganze Natur.

Seinesgleichen waren aber nur drei Wesen, künstliche Organismen mit geheimnisvoller Kraft, anscheinend leblos, aber von Willen beseelt, schrecklich für den Feind, aber von unbedingter Zuverlässigkeit für den, dem sie befreundet waren. Wesen, von deren Hilfe in dieser Wildnis fast allein die Existenz abhing. Diese drei dienstbaren Geister waren die Gewehre des Herrn Simba, und ihnen widmete er einen großen Teil von seinen Aufzeichnungen. Ihre Gefühle waren ihm wichtiger als seine eigenen, und die Abenteuer, bei denen er selbst und seine Lieblinge beteiligt waren, betrachtete er nur von ihrem Standpunkt aus, wenn man so sagen kann, wobei seine eigene Person ganz zurücktrat.

Die Bekenntnisse des Herrn Simba waren in einem kindlichen Deutsch oder Englisch geschrieben, letztere Sprache übrigens orthographisch durchweg fehlerhaft. Sie erinnerten an die Schüleraufsätze, die man oft in Witzblättern als wahre Geschichten geschildert findet. Aber diese trugen den Stempel einer grausigen Wahrheit.

. . . „Simba Nilpferd schießen Liddy (das war ein Gewahr) sehr böse. Liddy liebt Nilpferd. Sagt, will nicht treffen. Simba doch schießen. Erster Schuß verfagt. Zweiter Schuß geht vorbei. Nilpferd weg. Liddy lacht, lacht, lacht. Simba sagt, Nigger kein Fleisch zu essen. Liddy sagt, soll kein Fleisch essen. Nigger soll Bananen pflanzen. Denn (groß geschrieben und unterstrichen) der Ackerbau ist gegenüber dem Nomadentum ein notwendiger Kulturfortschritt und damit ein Faktor der Zufriedenheit des einzelnen. Simba allein soll Fleisch essen, denn Simba kein Nigger. Simba, Simba, Simba.

. . . Bei der plötzlichen Ueberschwemmung kommt Baum mit Leopard geschwommen, Leopard springt auf Insel. Sehr sehr naß, hungrig, müde, traurig, ganz zahm vor Angst. Simba will ihn füttern. Sagt Kean (Kean war ein anderes Gewehr. Wie das Eisen zu diesem Namen kam, wird nie aufgeklärt werden, töte töte, töte. Kean will Blut sehen. Kean scharf, selbst Leopard. Kean sagt, Raubtier muß ausgerottet werden. Insel kein Platz für Raubtier. Leopard fletscht die Zähne, Kean schießt ihn durchs Auge. Kampf ums Dasein. Wer seine blutdürstige Natur nicht aufgeben kann, muß sterben, auch wenn er augenblicklich keinen Schaden anrichtet. Hat er recht? Recht."

Liddy war anscheinend eine Elefantenbüchse, wie man sie früher hatte, mit dem englischen Kaliber 8 und schoß an die fünfzehn Gramm Schwarzpulver, nach den Patronenhülsen zu schließen. Eine Mordskanone, aber von gemäßigtem Naturell, wie es einer so schweren Waffe ziemt. Kean war eine Büchse mit kleinerem Kaliber für die gewöhnlichen Jagdzwecke. Das dritte Gewehr hieß Grace und war wohl eine Schrotflinte. Dieses Gewehr hat aber gestreikt, was entweder an ihm selbst oder an den Patronen lag. Jedenfalls wollte es nicht mehr mitmachen und bereitete seinem Herrn Kummer, der sich wie jede Enttäuschung durch geliebte Wesen, bis zum Uebermaß steigerte.

. . . „Womit soll Simba Gänse schießen? Soll Simba Hunger leiden, weil Grace nicht will? Hat Simba dich nicht gepflegt, als du krank warst? Hat Simba dich nicht instand gesetzt, daß du warst wie neu? Simba geht ans Wasser und schaut in die Flut. Simba sieht, wie sie rinnt und rinnt. So rinnt auch mein Leben. Simba sehr unglücklich, sehr unglücklich."

Ein Blatt war ganz verrückt, vielleicht kurz vor dem Tode geschrieben.

Simba hat Hammer vor der Stirn. Hammer schlägt mit jedem Puls. Schwarzes Licht. Sfui, sfui. Simba sehr Furcht. Kein Wille zum Ich, kein Weg. Simba sehr unglücklich.

Ein anderes Blatt aber war wieder durchweg vernünftig und nur der Stil verriet, daß ein verstörter Sinn zwischen den Zeilen hervorschaute.

. . . „Als die Nigger kamen und Schutz baten, fragte Simba, warum euch Feinde hassen. Sie lügen. Simba spricht, nicht lügen. Sie sagen, weil Rinder gestohlen. Simba spricht, Rinder zurückbringen. Sie lachen und sagen, Rinder hat der Simba gefressen. Simba sehr zornig, sagt, Herr Simba wird euch fressen, wie ihr das Eigentum anderer Menschen. Sie sagen, wollen Rinder zurückgeben. Friede machen. So geschehen. Beide sehr viel Pombe getrunken. Friede wird wohl recht dauerhaft sein. Dornenverhau zum Schutz gegen Löwen, Redlichkeit zum Schutz gegen Menschen. Gut gemacht? Gut gemacht."

Eine halbe Nacht brachte ich mit dem Lesen dieser vergilbten Dokumente zu, auf dem Feldstuhl ausgestreckt und ab und zu Zweige aufs Feuer werfend.

Die Nacht war ruhig, aber alles lebte rings um mich. Die Wellen erzählten seltsame Geschichten aus ihrer Heimat, dem innersten Afrika, eintönig, aber rhythmisch wandernd, wie Karawanenlieder, während der Nordwind seine Erlebnisse mit Dampfern und Eisenbahnen zum besten gab, daß die scharfen Blätter der Palmen vor Erstaunen surrend zusammenschlugen. Ueber den Papyrusdickichten lag ein greisenhafter melancholischer Schimmer. Die Zweige krachten in der Lohe, und die Kette an dem scharfen Bug meines Bootes knirschte leise. Das Mondlicht umfaßte sorgsam, die schweigende Gegend, und in der Ferne tönte deutlich das Trompeten des Riesen, der aus grauen Urzeittagen hier vergessen worden war.

Jeder hat recht. Keiner hat unrecht. Alles fließt. Legen wir uns zum Schlafen nieder.

— Geistesgegenwart. Tochter: „Wir standen zusammen auf der Brücke, als er mich frug, ob ich die Seine werden wolle; plötzlich brach das Geländer, und er stürzte in die Fluten..."

Mutter (atemlos): „Und Du hast nicht geantwortet, bevor er gerettet wurde?"

Tochter: „O selbstverständlich! Ich habe ihm jedesmal „Ja" zugerufen, wenn er emportauchte!"

— Abstinenz. „Bei Ihrem Herzleiden dürften Sie weder rauchen noch trinken." — „Gott — ich rauche ja nur alkoholfreie Zigarren und trinke nur nikotinfreies Bier!"

— Kompromiß. A.: „Wie, Du lehnst es ab, mir hundert Dollars zu leihen? Da kannst Du fürderhin mein Freund nicht mehr sein!" (nach einer Weile) „Willst Du mir auch nicht fünfzig geben, damit ich Dir wenigstens ein gutes Andenken bewahren kann?"

Die Tristansage.

Darstellungen aus derselben auf uralten Bettdecken.

In Sizilien wurden vor Jahren im Familienbesitze der Grafen Guicciardini in Usella zwei alte Bettdecken gefunden, die Darstellungen aus der Tristan-Sage aufweisen. Die eine befindet sich seit mehr als 20 Jahren im South Kensington-Museum in London, während die andere in Usella geblieben ist. Pio Rajna hat sich bemüht, das Alter der Decken und die Bedeutung der Darstellungen aufzuklären. Es handelt sich um Decken, die aus einem Mittelstücke, das in sechs gleiche Abteilungen zerfällt und aus einem breiten Rande bestehen, der an drei Seiten rings um die Decke herumläuft. Das Mittelstück bedeckte das Bett oben, während der Rand an drei Seiten herabfiel. Die Felder des Mittelstückes und der Rand weisen Abbilder aus der Tristan-Sage auf, die mit braunen Baumwollfäden hineingesteppt sind und die Abenteuer des Helden von seiner Ankunft beim Könige Marke bis zu seinem Ende darstellen.

Die Darstellungen sind schematisch und erinnern in ihrer ganzen Ausführung an Arbeiten in getriebenem Leder. Aber es finden sich genaue Wiedergaben von Orten und interessante Einzelheiten an Gewändern, sowie eine gewisse Lebhaftigkeit in den Geberden, deren nähere Bedeutung durch einige Inschriften in sizilianischer Minuskel, die ebenfalls eingesteppt sind, und zwar in rohen gotischen Buchstaben, näher erklärt wird. Diese Inschriften zusammen mit einigen Besonderheiten der bildlichen Darstellung lassen vermuten, daß die Abbildungen auf beiden Decken nach einem italienischen Texte entworfen sind, der höchstwahrscheinlich toskanischen Ursprunges ist und eine Darstellung der Tristansage gibt, die Aehnlichkeiten mit den bekannten Versionen zeigt, aber doch von ihnen verschieden ist, indem er manchmal das einfache Original besser wiedergibt.

Die Inschriften mit ihren dialektischen Besonderheiten lassen Rajna vermuten, daß sie an der Ostküste von Sizilien hergestellt worden sind, genauer in der Nähe von Il Faro, und zwar gegen Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts. Jener Zeit, aber nicht jenem Orte, gehört eine dritte Bettdecke an, die sich im Besitze des Marchese Azzolino befindet, wahrscheinlich von der kalabrischen Küste gegenüber von Messina stammt und den Helden Tristan in ganzer Figur neben der blonden Isolde darstellt. Rajna ist der Ansicht, daß die beiden ersten Decken sich wahrscheinlich von jeher im Besitze der Familie Guicciardini befunden haben, denn Tristan führt auf seinem Schild als Abzeichen die Hörner, die an Cornwallis erinnern, die sich aber auch in dem Wappen der Guicciardinis befinden.

Die Decken wurden wahrscheinlich aus einem besonderen Anlasse angefertigt. Es könnte sich dabei um die Hochzeit Piero Guicciardinis mit Laudomia Acciaiuoli handeln, die im Jahre 1395 stattfand, oder um seine Ernennung zum palatinischen Grafen durch den Kaiser Sigismund im Jahre 1416. Bei der einen oder der anderen Gelegenheit hat höchstwahrscheinlich dieser Guicciardini die Bettdecken von einem geschickten sizilianischen Künstler anfertigen lassen.

Vereitelte Hoffnung.

Der Hauptmann Schneidewind liebte es, stramme Felddienstübungen zu machen, und sie ganz feldmäßig zu gestalten. Eines Tages hatte die Kompanie einen Hügel erstürmt, wobei einzelne Leute die Toten und Verwundeten markierten. Auf der Höhe angekommen, steigt auch der Hauptmann vom Pferde und ruft: „Herr Leutnant Schlaumann! Ich bin jetzt eben erschossen!" Der Leutnant, welcher nun das Gefecht selbständig fortzuführen hat, verlangt das Pferd des Herrn Hauptmanns, das ihm auch bereitwilligst zugeführt wird. Als er aber gerade den Fuß im Bügel hat und sich aufschwingen will, ruft der Hauptmann: „Herr Leutnant, mein Pferd wird eben auch erschossen!"

— Die Diagnose. Im Sprechzimmer eines weltberühmten Arztes, der zugleich Universitätsprofessor ist. Vor demselben im Sessel sitzt der Patient, um ihn herum stehen die Assistenten und Hörer des Professors. Letzterer untersucht den Patienten und fragt ihn dann nach seinem Beruf.

„Musiker!" antwortet jener.

„Sehen Sie, meine Herren!" beginnt nun der Professor, „hier haben Sie es wieder mit einer speziellen Musikerkrankheit zu tun. Das andauernde Instrumentblasen greift die Kehle natürlich an und trocknet sie schließlich förmlich aus. Die Folge sind dann diese Erscheinungen! — Welches Instrument spielen Sie?" fragte er dann den Musiker.

„Violine!"

— Gute Freundinnen. „Nun, wie gefällt Dir mein Kostüm?"

„Hm, ich glaube, im vorigen Jahre hättest Du es besser aus."